Barbara Menn

Autor(en): **F.C.M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634990

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Es wurde ein köstlicher Tag. Er enthielt alles, was zwölf fröhliche Stunden enthalten sollen, können und dürfen. Fahrt an frischer Luft, kurze Schiffahrt auf dem See, wobei Goethes gedacht wurde mit seinem „Wir sind jung, das ist schön." Forellen-Essen, ein Vier-Uhr mit Strübli, Gesang, Tanz, Streit und Versöhnung, Aufflackern von Verliebtheit, gebändigt durch scharfe, beobachtende Augen und natürliche Scheu der allzu jungen, und enthielt das schöne, wärmende Feuer herzlicher Kameradschaft zwischen Mädchen und Jungen.

Jo hatte das seltsame Gefühl, älter geworden zu sein als ihre Freunde, oder gar ihre Freundinnen. Ihr war, als sei sie mehr Zuschauerin als Mitspielende geworden, trotzdem sie fröhlich, oft übermütig war. Etwas ist anders geworden, dachte sie, verwarf aber den Gedanken als albern, um der kurzen Zeit willen, die ihre sorglose Unbefangenheit der Welt und den Menschen gegenüber vom ernsten Erkennen des Leidens auf Erden trennte. Sie wehrte sich gegen ihre Betrachtungen, die an einem Ausflugstag nicht am Platze waren. Eines aber blieb: Mays Augen, die sie den Tag über, teils überrascht durch ihr aufgeregtes Aufblitzen, teils besorgt gemacht hatten durch einen Ausdruck der Unruhe und Unsicherheit. Die Augen sahen nicht, was sie sahen. May hörte nicht, was sie hörte, sie war abwesend. Was sie wohl haben mochte, dachte Jo. Sie ist übermütig und schweigsam, lächelt nie, lacht aber laut, lauter noch als früher, sorglos und etwas vulgär. Ob es damit zusammenhängt, daß sie unglücklich ist? Aber May und unglücklich, es ist die reine Fabel.

Fröhlich singend, vom Aeltesten mit der Handharmonika begleitet, landeten sie auf dem Platz vor dem Schwanen, und ehe noch die Haustüre aufgegangen war, tanzten sie schon herum, daß alles an die Fenster sprang. Im Gänsemarsch zogen darauf die Skifreunde in die Gaststube der Frau Wirtin, die niemals in ihrem Leben der Jugend hatte widerstehen können. Sie spendete einen leichten, weißen Hallauer, stand mit glänzenden Wänglein unter der Türe, und ihr altes, treues Kinderherz freute sich. Fortsetzung folgt.

... Soll dir Prüfung sein

Von Peter Bratschi

Was du lebst und was du tust,
Sei's in Schmerzen oder Lust,
Was dich groß macht oder klein —
Alles soll dir Prüfung sein.

Alles Weh verlorner Treue,
Aller Kämpfe Sieg und Reue,
Alles, was du magst beginnen,
Soll dir ganz zur Reife dienen.

(Aus „Fahrt Gedichte".)

Barbara Menn

In jenen sturmvollen Tagen des Jahres 1499, als Kriegsgetümmel die ostwärts gelegenen Täler Graubündens füllte und der durch die Niederlage bei der Calven ergrimmte Kaiser Maximilian von Oesterreich neue Truppen aus dem Tirol gegen das Engadin in Bewegung setzte, starb in dem hoch über dem Innfluß und den Dörfern des Unterengadins auf steiler Halde gelegenen Schleins, Giachem Jon Menn, der Mann ohne Furcht und Tadel. Unter seiner Anführung hatten die Dorfeinwohner von Schleins beim Ausbruch des Krieges unterhalb ihres Dorfes Baumstämme und Felsblöcke auf die einbrechenden Oesterreicher gewälzt und sie auf diese Weise in die Flucht geschlagen. Aber jetzt lag Giachem Jon Menn stumm und still auf dem Totenbett und schien es fast zufrieden zu sein, bei so unruhigen Zeitläuften aus dem „kleinen Himmel", wie man Schleins auf romanisch nannte (Coelin, Tschlin), in den großen, wirklichen Himmel zu kommen. Wenigstens lag ein kleines, zufriedenes Lächeln auf seinem vom Tode gezeichneten, tief zerfurchten Antlitz. Dieses letzte Lächeln versöhnte Barbara Menn, die Frau des so rasch Verstorbenen, die die ganze Nacht über bei dem Toten gewacht hatte, mit dem rauhen Zugriff des Todes, der ihr den besten Schutz im Leben genommen hatte, und sie begann, mutig dem Tag ins Auge zu schauen, was er auch Schlimmes bringen möge.

Am Vorabend waren die Freunde und Kampfesgenossen Giachem Jon Menns gekommen, um mit den Worten „A Dieu l'orma!" (Gott die Seele!) der Frau das Beileid auszudrücken, und sie hatten miteinander beredet, den Toten schon am folgenden Morgen in die kühle Erde bei der Kirche St. Blasius zu betten, weil ein nahe bevorstehender Einbruch der Feinde drohte und sie den Toten nicht dem Wüten der rohen Horden Kaiser Maximilians überlassen wollten. Sie kamen am frühen Morgen wieder, legten den tapferen Giachem Menn in einen roh gezimmerten Holzsarg und trugen ihn aus dem Hause fort. Alle Männer und Frauen des Dorfes, die ja unter Giachem Jon Menn mit gemeinsamer Anstrengung die Feinde vertrieben hatten, folgten dem Sarge auf den Kirchhof am Ende des Dorfes. Die Männer trugen ihre hohen Tirolerhüte, braune Joppen und Hosen, und nicht selten hing einem sein Schwert, das Symbol des streitbaren, freien Mannes, an der Seite. Die Frauen aber mit ihren kleinen Häubchen auf den Scheiteln schritten andachtsvoll am Ende des Zuges. Nachdem sie am Grabe gebetet hatten, folgten sie dem Pfarrer und den Männern in die dunkle Kirche, um eine Predigt als Stärkung in drohender Zeit vom Pfarrer anzuhören. Das ganze Dorf war wie ausgestorben. Auch die Kinder hatten sich in die Kirche geschlichen, weil sie sich fürchteten, allein in den Häusern zu sein.

Nur Barbara Menn war allein im Hause geblieben. Sie hatte ihren Schmerz niedergerungen und sich bereit gemacht, für die Freunde ihres verstorbenen Mannes das Totenmahl zu bereiten. In großem Topfe kochten Fleisch und Gerstensuppe über dem offenen Feuer, und Barbara Menn hatte soeben begonnen, das Brot zum Mahle zu schneiden, als sie ein Getöse, das durch das offene Küchenfenster hereindrang, aufmerksam machte. Sie spähte vorsichtig durch das Fenster hinaus. — Mit Gewalt einen Schreckensschrei, der ihr in der Kehle steckte, bezwingend, schaute sie nochmals besser hin. Dort stiegen die ersten Vorzügler eines großen Trupps Oesterreicher die „via de bara", das Totenweglein, durch das die Dorfbewohner soeben ihren Mann hinaufgetragen hatten, zu ihrem Hause herab, offenbar durch den aus dem Kamin aufsteigenden Rauch angezogen. Barbara trat rasch vom Fenster zurück, eilte zum Herde und begann mit gewohnter Bewegung das Fleisch im Topfe umzurühren. Da stürzte der erste Oesterreicher herein: „Gott Strahl beieinander, Frau, kocht ihr ein Mahl für uns? Wir haben Hunger und sind vierhundert Mann!" Ein hämisches Lächeln verzerrte die Züge des Eindringlings, der von vier Nächstfolgenden in die Küche hinein gestoßen wurde. „So, vierhundert Mann seid ihr? Für ungefähr soviel habe ich diese Mahlzeit gekocht", entgegnete Barbara Menn mit ruhiger Stimme, indem sie dem Soldaten, der versucht hatte sie anzufassen, den glühendheißen Kochlöffel über die Finger und Hände schlug. „Potz Streich!" fuhr der also Gestrafte zurück. — „Für *wen* habt ihr denn gekocht, Frau", schrie ein in die Küche getretener Anführer die Frau an. „Nun, wenn ihr's wissen wollt, für die *Eidgenossen*, die noch in dieser Stunde hier anlangen sollen." Die Krieger standen wie erstarrt. Grauen und Entsetzen vor dem gräßlichen, ruhmlosen Tode unter den Streichen der Eidgenossen hatte sie erfaßt und sogleich traten sie den Rückzug aus der Küche an. Mit den Worten: „Die Eidgenossen kommen!" stürzten sie auf die vor dem Hause stehenden Kriegsknechte hinein und plötzlich wandten sich alle zur Flucht, als wären die Eidgenossen alle schon hinter ihnen.

Barbara Menn aber war durch den Vorhof auf die Gasse hinausgeeilt und sofort in die Kirche gelaufen, wo sie die nichtsahnenden Männer über die Gefahr aufklärte. Mit wildem Ingrimm stürzten die Männer und Burschen aus der Kirche heraus und was nicht ein Schwert oder sonst eine Waffe bei sich hatte, riß die eisernen Grabkreuze von den Friedhofgräbern weg und eilte damit den Entflohenen nach. Diese wandten sich nicht um, als die Verfolger nahten. Sie fühlten sich von vielen Eidgenossen als lebendigen Teufeln verfolgt. Ein halbes Hundert der Eindringlinge wurde ruhmlos von den Schleinsern erschlagen, die andern aber über die Steilhänge und Runsen in die Tobel und Bäche hinabgesprengt. Manch einer ging auf der Flucht zugrunde. Aufgelöst flohen die Oesterreicher ins Tirol hinaus, wo sie wegen der Sorglosigkeit der kaiserlichen Beamten keine Nahrung fanden und fast Hungers starben. Das Gras rissen sie vom Felde weg und verschlangen es gierig. Das Heer verstreute sich nach allen vier Richtungen der Winde. Die Schleinser jedoch hatten sich wieder gesammelt und dankten Gott und der tapferen Frau Barbara Menn, daß ihnen durch größte Hilfe und heldenhaftesten Mut Rettung aus dem furchtbarsten Verderben geworden war. F. C. M.

*

Verbrechen-Aufklärung mit dem Mikroskop

Neue Forschungsergebnisse auf gerichtsmedizinischem Gebiet

Ein Mensch war kürzlich durch einen Stich in die Brust getötet worden; der Stich hatte, wie sich bei der Obduktion ergab, die Lunge getroffen. Dieser Fall, der in der Oeffentlichkeit viel Aufsehen erregte, blieb lange Zeit ungeklärt. Schließlich fand sich bei einem nahen Verwandten des Ermordeten ein alter Lappen mit winzigen, kaum sichtbaren Blutspuren. Der herbeigerufene Gerichtsmediziner stellte sofort fest, daß es sich um typisches „Lungenblut" handle, der Stein kam ins Rollen und nach wenigen Wochen war der Mörder verurteilt.

Woher wußte der Gerichtsarzt, daß die Blutspuren aus der Lunge des Getöteten stammten? Die Identifizierung und genaue Erforschung des Blutfleckens hat heute durch eine Reihe interessanter und wichtiger Entdeckungen einen Höhepunkt ihrer Entwicklung erlangt, so daß man geradezu von einer besonderen „Wissenschaft der Blutspur" sprechen darf. Bei dem Mord durch Lungenstich fand das Gericht kleine rundliche Blutspritzer, die in der Mitte helle Pünktchen — umgeben von einem roten Ring — aufwiesen. Die hellen Punkte sind geplatzte Luftbläschen, die nur in der Lunge vorkommen, und aus diesem unscheinbaren Befunde ging bereits mit Sicherheit hervor, daß es sich um den feinblasigen Schaum eines Lungenstiches handelte.

Gewöhnlich hat der Täter diese feinsten und verräterischen Kennzeichen seiner Tat säuberlich abgewaschen; dann muß der „wissenschaftliche Detektiv" an den verborgensten Stellen noch nach Blutspuren suchen, er muß alle Winkel durchstöbern — und manchmal fanden sich die Flecken erst in aufgetrennten Kleidungsnähten, die den Reinigungsversuchen des Täters entgangen waren. Mit den modernen Methoden gelingt es heute dem Gerichtsmediziner, das ungefähre Alter, die Art und Gruppenzugehörigkeit einer Blutspur festzustellen.

Erwähnenswert sind vor allem die Versuche Prof. Uhlenhuths, des berühmten Freiburger Gelehrten. Er hat eine besondere Methode ausgearbeitet, mit der man die Artzugehörigkeit menschlichen und tierischen Blutes noch nach vielen Jahrzehnten aus alten, eingetrockneten Flecken erkennen kann. Er hatte selbst Blutspuren von den verschiedensten Tieren und von Menschen 30 Jahre aufbewahrt und jetzt vor wenigen Monaten die Abstammung des Blutes einwandfrei und mit absoluter Sicherheit im Reagenzglas nachgewiesen. Etwas Aehnliches gilt auch für die Feststellung der vier menschlichen Blutgruppen.

Ein Landwirt wurde von seinen Bekannten seit einigen Tagen vermißt. Man fand schließlich seine Leiche in einem Walde, der nahe bei seinem Gute gelegen war. Die linke Schulter war doppelt durchbohrt, und vor ihm lag seine Heugabel. Da die Zinken genau in den „Stichkanal" hineinpaßten, zweifelte niemand daran, daß er durch irgendwelche unglücklichen Umstände in seine eigene Gabel gefallen war und sich verblutet hatte. Der Gerichtsmediziner sah sich die Wunden noch einmal genauer an und entdeckte plötzlich ganz geringfügige schwärzliche Pulverspuren. Nach kurzer Untersuchung teilte er der spöttisch zweifelnden Umgebung mit, daß der Landwirt von zwei Schüssen getötet wurde, ja, er nannte sogar die Entfernung, aus der geschossen wurde und beschrieb die Art der Geschosse. Einige Tage später fand man ein Geschoß in der Nähe des Tatortes, es stimmte genau mit der Beschreibung des Mediziners überein; bald wurde auch das zugehörige Gewehr ausfindig gemacht und der Täter überführt.

Stich- und Schußkanäle gehören zu dem alltäglichsten Arbeitsgebiet des medizinischen Kriminaldetektivs. Er weiß z. B., daß in manchen Fällen der Stichkanal länger sein kann als das ausführende Instrument. (Das ist der Fall, wenn bei einem Bauchstich die Bauchwand dem Messer entgegengedrückt wird.) Er weiß aber auch, daß die angebliche „Notwehr", bei der der Gegner in das nur zur Abwehr entgegengehaltene Messer „hineingelaufen sei", sich meist schon aus der Form des Stichkanals widerlegen läßt. Daß man Nah- und Fernschüsse nach der Art der Einschußstelle, dem sogenannten Brandsaum, der Pulverschwärzung und den Verletzungen der Haare durch Pulverplättchen unterscheiden kann, ist ja allgemein bekannt.

Wie vielseitig der Gerichtsmediziner sein muß, bewies der unlängst verstorbene Leipziger Gerichtsmediziner Prof. Kockel, der selbst mit Handwerkzeugen ausgezeichnet umzugehen verstand und nicht nur ein tüchtiger Wissenschaftler, sondern auch ein tüchiger Tischler war. Sein berühmtes Werk „Zur Identifizierung von Schartenspuren" ermöglichte es erstmalig, aus den am Tatort zurückgebliebenen Eindrücken das benutzte Instrument einwandfrei zu erkennen, und zwar mit ebensolcher Sicherheit, wie man einen Menschen aus seinen Finger- und Händeabdrücken identifizieren kann! Die Scharten, die ein Messer, eine Axt oder ein Beil besitzt, sind außerordentlich charakteristisch und lassen sich durch besondere Hilfsmethoden in den Schnitt- und Hiebspuren deutlich nachweisen. Prof. Kockel verwendete dazu ein besonderes Verfahren: die Scharten wurden auf sogenannten „Schabenplatten" aus Wachs nachgebildet und photographisch genau mit den Spuren verglichen. Eine große Zahl rätselhafter Verbrechen konnte Prof. Kockel mit dieser Methode restlos aufklären.

Auch auf das Schürzen und Auflösen komplizierter Knoten muß sich ein solcher wissenschaftlicher Meisterdetektiv gut verstehen. Ein Bauernbursche hatte seine Geliebte, die er aus der Welt schaffen wollte, erhängt. Er hatte ihr hinterrücks eine Schlinge über den Kopf gezogen, sie von einer Brücke, auf der sie standen, in den Bach hinabgestoßen und dann den Strick am Brückengeländer festgebunden. Die Situation deutete auf einen Selbstmord hin, und niemand hätte vermutet, daß ein anderer das Mädchen getötet hätte. Der Gerichtsmediziner stellte fest, daß der Knoten am Geländer nur von oben her unter Belastung des Strickes geschürzt werden konnte, und die grausige Tat fand schnell ihre Sühne.

Das Arbeitsgebiet der gerichtlichen Medizin ist ganz gewaltig, es umfaßt noch viele andere Bereiche der Wissenschaft, gerichtliche Psychiatrie und die Schriftdeutungskunst gehören ebenfalls zu ihren Domänen, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß dieses Fach das interessanteste, aber auch das schwierigste und verantwortungsvollste Gebiet der angewandten Naturwissenschaft darstellt.

An die Stelle der alten, von Filmromantik umwobenen Detektivkunst ist heute die gerichtliche Medizin getreten; Sherlock Holmes und Stuart Webbs sind durch gelehrte Professoren ersetzt worden, die nicht mehr mit Revolvern und falschen Bärten, sondern mit Mikroskop und Reagenzglas den Verbrecher entlarven. Dr. W. Förster.